

Ich weiss nicht was soll es bedeuten...

Autor(en): **Böttcher, Max Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 39

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Oberflächlichkeit und Schnelligkeit allzu wenig solche ernstern Gedanken aufkommen läßt, wie sie einem in diesem Museum aus jedem Schrank, aus jedem Bild entgegenleuchten.

Und nur auf den Fußspitzen und mit einer seltsamen, frommen Scheu geht man aus diesem Museum, das in einem Krankenhaus untergebracht ist, heraus und über den Gang, über den gerade eine Frau mit fragenden, schwarzen Augen, auf einem Bett in den Operationsaal gefahren wird, um ihre schwerste Stunde zu erleben. Mario Mohr.

Sch weiß nicht was soll es bedeuten

Skizze von Max Karl Böttcher.

Ein milder Herbstabend senkte sich über Tann und Hag. Von den Rebenhängen des Rheines zog leichter Nebel in gespenstigen Schwaden talwärts, und des Stromes Wellen plätscherten friedvoll an des Ufers Bord.

Auf dem Treidelweg, der sich — mit Schiefergestein gepflastert — am Rheinufer entlang zog und auf dem in alten Zeiten die Treidler ihre schwere Last in einförmigem Tritte stromaufwärts zogen, wanderte in jenem Jahre 1823 ein junger Mensch dahin. Er schien müde zu sein, denn er trug sein Haupt geneigt, oder er war in tiefe Gedanken verfunken. Er blieb manchmal stehen und seufzte, und sein Blick war verschleiert und verwirrt. Er sah nicht die Schönheit dieses lieblichen Herbstabend, er spürte nicht die wärmenden Strahlen der heimgehenden Sonne und hörte nicht das friedvolle Murmeln und Singen der Wellen, denn er gedachte jener Stunden in Hamburg, die ihn in so große Herzensnot gebracht hatten.

In dem kleinen Dörfchen St. Goar, gegenüber dem Lurlei-Felsen, hielt der einsame Wanderer Rast.

„Zu den drei Schwestern“, hieß der kleine Weinschank, und Elisabeth, die jüngste der drei rheinischen Mädels, war es, die in den Gärten kam und den Fremdling nach seinem Begehre fragte.

„Einen Becher Klosterwein!“ sagte der Gast, und an der Stimme erkannte sie ihn, weil es unter dem dichten Gezweig der Platanen schon dunkel war.

„Jesses Maria, das ist doch der Herr Heine aus Düsseldorf! — Nein, so eine Ueberraschung! Da — Sie kriegen eine Patzschhand, weil Sie so lange nicht bei uns gewesen sind! Und so berühmt sind Sie geworden! Wir haben gelesen! Im „Rheinischen Beobachter“ haben wir es gelesen und im „Mainzer Journal“ auch! Ei, wer hätte das gedacht, daß der Herr Heine, wie er von Bonn zu uns kam und der lustigsten Studenten einer war, jetzt so schnell berühmt geworden ist! Ganz Deutschland spricht von Ihren herrlichen Romanzen, Herr Heine! Und in Hamburg waren Sie auch, wie wir gehört haben!“

„Nun Schweige schon von Hamburg, Rind!“ fiel nun der Gast der rebstigen Dirn' ins Wort und schlug dabei mit der Hand derb auf den Tisch, dann fuhr er fort: „Bring mir den Wein und dann laße mich in Ruh mit deinem Gered! Mir ist nicht nach Schwätzen zu Mut und nach leerem Geplärr!“

„Hei, fuhr die Maid davon und ins Haus und rief ihre beiden Schwestern herbei.

„Wißt ihr, wer im Garten sitzt? Der Herr Harry Heine!“

„Was, der lustige Student aus Bonn, der so übermütig lachen konnte und andermal so voll beißenden Hohnes war?“

„Ja, der ist es! Aber das Lachen scheint er verlernt zu haben, seit er berühmt geworden ist! Angefahren hat er mich wie einen nassen Pudel!“

„Wir schauen ihn uns von weitem an!“ lachten die Schwestern und schlichen auf dem abendfeuchten Grase dahin, und nachdem Elisabeth den Wein gebracht und die Windleuchte angezündet hatte, konnten sie den berühmten Gast genau beobachten.

„Ei, wie hübsch ist der Mann!“ flüsterte die eine.
„Ja, schau nur das pechschwarze Haar und die großen dunklen Augen! Er soll ein Jude sein!“

„Ja, das ist er! Und seht die kühne Nase und die hohe Stirn! Wirklich ein schönes Antlitz und so geistvoll!“

„Komm, Theres, wir wollen mit ihm reden!“

Und die Schwestern traten an den Tisch und begrüßten artig den späten Becher, und im Laufe des Gespräches ward Herr Heine auch zugänglicher.

„Sie machen ein gar betrübtes Gesicht, Herr Heine!“ sagte nun Maria, die Älteste.

„So, findet Ihr?! Ja, man kann allweil nicht immer lachen und lustig sein.“

„Sie sind doch nicht krank, Herr Doktor?“

„Krank? — Vielleicht! Das heißt, nicht am Körper, aber meine Seele ist verwundet!“ — Und ganz plötzlich, als täte es ihm wohl, sich sein Weh vom Herzen zu reden, begann der Gast zu erzählen: „Ich komme aus Hamburg, Rinder! Ihr entfinnt Euch vielleicht noch, daß ich dort einen Onkel habe.“

„Aber freilich, den reichen Onkel Salomon Heine! Sie haben doch oft von ihm Geld bekommen, als Sie noch in Bonn Student waren! Oft haben Sie uns vom Onkel Salomon erzählt.“

„Ja, seht, Ihr Mädels, das war noch eine schöne, eine liebe Zeit! Aber jetzt ist es öde und traurig, denn mein Herz ist so leer.“

Die Mädchen schwiegen scheu und verlegen, da fuhr Heinrich Heine fort: „Mein Onkel Salomon in Hamburg besitzt eine Tochter, meine Base Amalie, ein liebreizend, kluges Geschöpf, das hat mein Herz gefangen und Amalie ließ mich fühlen, daß auch sie mir zugetan sei. Aber als ich den Mut fand, um ihre Hand zu bitten, hat sie mich ausgelacht, weil ich arm und ein Nichts sei und Onkel Salomon dazu! Aber um mich zu versöhnen, kaufte er mir ein — Schnittwarengeschäft!“

Da mußten die Mädchen lachen, weil sie sich den flotten ehemaligen Bonner Studenten und den berühmten Dichter nicht vorstellen konnten, wie er mit der Elle hinter dem Ladentisch steht und flandrisch Kattun abmißt oder Hosenknöpfe abzählt.

Harry Heine hatte dies verstohlene Lächeln gar wohl bemerkt, doch er war nicht böse, sondern sagte: „Ja, das kann man wohl komisch finden. Und wie nicht anders zu erwarten war, so wurde es: ich war unbrauchbarer Kaufmann und binnen weniger Monate war das Geschäft bankrott. Nun hat Onkel Salomon mich wieder zur Universität geschickt. In Göttingen treibe ich jetzt die Juristerei, aber sie schmeckt mir nicht, denn nur das Dichten und Fabulieren ist mein Metier. Aber vor drei Tagen packte mich eine heilige Sehnsucht nach meinem geliebten Rhein. Ich bestieg die Reisekutsche und fuhr bis Koblenz. Nun bin ich den ganzen Tag marschiert und sitze jetzt hier, werde nicht froh, und mein Herz ist so schwer und weiß doch eigentlich nicht, was mit mir ist. — Meine Seele ist krank.“

Das klang so ergreifend traurig, und deshalb strich ihm Maria, die Älteste, über das Haar und ging dann still davon. Sie lachte nicht mehr. Und Theres fuhr ihm kosend über die Hand und folgte schweigend der Schwester, aber Elisabeth, die Jüngste, wischte sich eine Träne aus den blauen Augen, dann nahm sie den leeren Becher des Gastes und flüsterte: „Ich bring Ihnen einen Schoppen von unserem Besten, Herr Heine, der ist feurig und bringt Sie bald auf andere und freundlichere Gedanken!“

Sie schlüpfte ins Haus, kehrte bald mit dem Ahmannshäuser Tropfen zurück und stellte den Becher hin, aber der Dichter schien sie nicht zu bemerken. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte hinaus auf den Strom. Da schritt auch Elisabeth leise davon. —

Auf dem Rheine zog ein winzig Schiffelein dahin. Zwei Fischer standen im Rahn und schauten hinauf zum Lurlei-

Felsen, der im Scheine der allerlehten Abendsonnenstrahlen märchenschön erglänzte. Da erwuchs im Dichter ein gar seltsam Singen und Klingen, wie er es noch nie gespürt. Er riß sein Taschenbüchlein heraus, suchte den Griffel herzu, und im schwachen Lichte der Windleuchte begann er fieberhaft zu schreiben. Er schrieb und schrieb, und just, als er fertig war, kam Elisabeth und fragte, ob er noch durstig sei.

Als Antwort reichte er ihr das weiße Blatt, und als sie hastig gelesen hatte, was er geschrieben, da perlten Tränen aus ihren schönen Augen.

„Dies es mir vor, Kind, was ich geschrieben!“ bat der Dichter mit weicher Stimme und das Mädchen las:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl und es dunkelt
Und ruhig fließt der Rhein.
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

„Den Lurlei-Felsen meine ich!“ schalt der Dichter ein, und Elisabeth nickte und las weiter:

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr golden Geschmeide blizet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar,
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat so wundersame,
Gewaltige Melodei.
Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.
Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Rahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

Zwei Herbstgedichte.

Seller Herbsttag.

Die Sonnenblumen strahlen an den Hängen,
Sie schauen groß mit ihren Sonnenaugen
Und wenden sich dem falben Licht entgegen,
Ein letztes Leuchten in sich einzulaugen.

In Kronen spielt des Sommers Glanz noch immer,
Doch will des Sommers Glut ihm nicht mehr frommen.
Am Hang streicht Silberdunst wie grauer Schimmer,
Der nächstens auf ein junges Haupt gekommen.

W. Wolfensberger.

Rose im Herbst.

Im Herbst, erblüht am dunklen Tag,
Steht wieder eine Rose hier;
Ich weiß nicht, was sie denken mag,
Ich sehe nur, sie lächelt dir.

So lächle denn ihr freundlich zu
Und dieses dunklen Tags vergiß,
Und so wie sie, so sei auch du,
Trotz deiner Sorg und Kummernis.

Der Gott, der uns zur Freude schuf,
Hat nicht gedacht an Qual und Leid —
Drum sei auch Freude dein Beruf,
Dem lebe heut und allezeit!

Hoffmann von Fallersleben.

Mütterchen.

(Sonntagsgedanken.)

Es war an einem der letzten Sonntage. Ich machte mich im Glarnerland auf, um in einem Bergkirchlein zur Kirche zu gehen. Ein steiler Weg führt den Berg hinauf, wendet man den Blick einmal rückwärts, dann ist man überrascht, denn ein unvergleichlicher Blick auf den Wallensee tut sich auf. Es ist einer jener Punkte, die uns zeigen, wie herrlich unser liebes Schweizerland ist. Hat man den Blick einmal genossen, muß man auf der Wanderung immer wieder anhalten und den Blick über die Gegend schweifen lassen, und im Herzen dankt man Gott, daß er einem die Schweiz zur Heimat gegeben hat.

Wie ich so den Berg hinaufpilgere und meine Gedanken der Heimat nachhängen, nähere ich mich einer betagten Frau, die den steilen Weg langsam und mühsam hinaufgeht, in der linken Hand das Kirchengesangbuch tragend. Nach einem freundlichen Gruß fange ich ein Gespräch an und gebe meiner Freude Ausdruck, daß sie sich trotz des Alters und des steilen Weges nicht abhalten lasse zur Kirche zu gehen. Da sagte sie schlicht: „I ha sechs Chind i der Welt usse, da han i viel z'beta!“ Da wurde mir warm ums Herz, was gibt es denn ähnliches auf der Welt wie eine betende Mutter? Ich schiebe meinen Arm unter denjenigen des Mütterchens und freue mich, ihr diesen beschwerlichen Weg hinauf ein bißchen behilflich sein zu können. Es war mir, als hätte ich schon längst keine solche Freude mehr empfunden, und es kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, was eine Mutter ist. Aber es kam mir auch zum Bewußtsein, daß unsere Zeit den Begriff der Mutter nicht mehr recht kennt. Mit herzlicher Freude erzählte mir das Mütterchen, wo ihre Söhne und Töchter sind und leben, sie nehmen zum Teil ganz beachtenswerte Stellungen ein. Daß sie aber berichten konnte, daß alle Kinder immer wieder im elterlichen Hause einkehren, das war ihre größte Freude und dafür war sie Gott dankbar.

In mir steigt die Frage auf: wie viele der heutigen Kinder haben betende Mütter? Vielleicht doch mehr als wir ahnen? Wir wollen es hoffen. Aber eines wollen wir auch deutlich sagen: Klagen vielleicht nicht gerade jene Mütter über die Undankbarkeit der heutigen Jugend, die selber nie daran gedacht haben, Gott gegenüber dankbar zu sein, die überhaupt nie an Gott gedacht und zu Gott gebetet haben? Unserer Zeit tut nichts so not, wie betende Mütter. Es ist auch heute noch so, daß Kinder, die im aufrichtigen Gebet Gott anempfohlen werden, nicht verloren sind und nicht als schwankendes Rohr im Sturme der Zeit stehen. Viele, die den Stürmen des Lebens getroßt haben, die immer wieder sichern Boden unter den Füßen hatten, werden uns sagen, das Beste, was mir das Leben verliehen hat, hat mir das Elternhaus gegeben. Unschätzbare haben die Eltern in mir einen Grund gelegt, der mir immer Halt und Stütze war. Das Vermögen aber nur Eltern zu tun, die Verbindung haben mit Gott, die für ihre Kinder zu Gott beten. Die Sorge um die heutige Jugend ist groß. Es wird außerordentlich viel für die Jugend getan. Das Beste aber haben wir für unsere Jugend dann getan, wenn diese zu Gott beten kann: „Ich danke dir, lieber Gott im Himmel, daß du mir eine betende Mutter schenkest.“

O Mutterlieb', du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

O Mutterlieb', du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht,
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

D. v. Redwig.